

Sprachfelder – Feldsprachen

Normalerweise bewegen wir uns als VolkskundlerInnen in einem uns einigermaßen bekannten Feld, das durch den bekannten sprachlichen Kontext mehr oder weniger leicht erschließbar ist, und suchen das ›Fremde im Eigenen‹. Um zu verstehen, was direkt vor unserer Nase passiert, gehen wir üblicherweise also noch dichter als dicht an das Forschungsobjekt heran, womit wir im Ergebnis quasi eine ›hohe Auflösung‹ bekommen. Die Sprache, die Forscher und Beforschte sprechen, ist dabei zunächst wie selbstverständlich ein und dieselbe.¹ Brigitta Schmidt-Lauber präzisiert dies für die Volkskunde so:

»Denn anders als die klassische Methode der frühen Ethnologie, die dauerhafte, ›stationäre‹ Feldforschung im fremden Terrain, führt die Volkskunde zumeist Feldforschungen im gesellschaftlichen Nahbereich und oft auch im urbanen Setting durch. Dadurch verräumlicht und verwischt sich die soziale Dimension von Nähe und Distanz, und es schwindet zugleich die Gefahr der Homogenisierung des vermeintlich geschlossenen und klar strukturierten Feldes.«²

›Feldforschung‹ im sprachfremden Kontext – wie im vorliegenden Fall der Ukraine – bedeutete in dem Sinne nun etwas völlig Neues für uns volkskundlich Forschende. Die Feldsprache hier würde für alle eine Fremdsprache sein, die sie nicht beherrschten, was bei der Vorbereitung sichtlich für mehr oder weniger Unbehagen unter den Teilnehmern sorgte. Dabei war die Annahme einer einzigen, unbekannt Fremdsprache noch recht naiv, denn im Laufe der Reise stellte sich heraus, dass es weitaus mehr als nur die *eine* Feldsprache gab: Wir waren mit Ukrainisch, Russisch, Deutsch, Englisch und Polnisch konfrontiert sowie mit der allgegenwärtigen nonverbalen Ebene, zu der man Gestik, Mimik, Bilder, Töne und andere Zeichen zählt. Auch offenbarte sich durch die besondere Situation der Exkursion eine veränderte Rolle des Forschenden dadurch, dass der Zugang zum Feld durch die mangelnden Sprachkenntnisse bzw. Verständigungsmöglichkeiten erschwert wurde.

¹ Hier sollen Phänomene wie z.B. spezifische Jargons ausgeklammert werden, da dies ein Thema für sich wäre.

² *Brigitta Schmidt-Lauber*: Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Redenlassens. In: Silke Göttsch / Albrecht Lehmann (Hg.): *Methoden der Volkskunde*. Berlin 2001, S. 165–186, hier S. 170.

Im Folgenden sollen vor allem diese Veränderungen auf der Seite der Forschenden untersucht werden. Dafür werde ich – in chronologischer Folge – einzelne Stationen der Exkursion zum Anlass nehmen und unsere veränderten Herangehensweisen beschreiben, die zunächst geprägt waren durch eine Verunsicherung, die über das normal übliche Maß an »Feldangst« gewiss hinaus ging. Damit sollen die Techniken und Strategien gezeigt werden, die wir als Forschende zu entwickeln hatten, um einen Zugang zum Feld im sprachfremden Kontext zu finden.

›Ukrainische Sprachkultur(en)‹

Ohne allzu ausführlich auf die Historie der ukrainischen Sprache eingehen zu wollen, muss dennoch angemerkt werden, dass das Ukrainische, wie die Ukraine selbst, eine wechselvolle Geschichte hinter sich hat. Oft war es verboten, häufig auch *nur* stigmatisierend, ukrainisch zu sprechen. Warter und Woldan stellen in ihrer Einleitung zur ›Ukrainischen Literatur heute‹ fest:

»Wenngleich das Ukrainische immer wieder kurze Blütezeiten und Möglichkeiten kultureller Entfaltung erlebte, bleibt seine Geschichte zurückreichend bis ins 17./18. Jahrhundert von der Verdrängung durch das Polnische (Statusverlust) und das Russische (bis hin zu Unterdrückung und Sprachverbot) geprägt – wodurch die ukrainische Literatur in besonderem Maße Ausdruck der kulturellen Eigenständigkeit war und ukrainisch schreibenden Schriftstellern auch die Rolle von Propheten, Erlösern, Märtyrern und (National)Helden zuwuchs.«³

Heutzutage ist die ehemalige Sowjetrepublik Ukraine de facto sprachlich zweigeteilt, obwohl einzig Ukrainisch die offizielle Staatssprache ist. Im östlichen Teil, der sich traditionell stark an Russland orientiert, dominiert wie zu Sowjetzeiten das Russische. Im Westen wird eher Ukrainisch gesprochen. Einer der möglichen Gründe für die komplexe Sprachsituation in der Ukraine ist, dass

»viele Menschen [...] es als unzumutbar anzusehen [begannen], im öffentlichen Leben eine Sprache zu sprechen, deren kommunikative Funktionen nach und nach eingeengt wurden und deren soziales Ansehen zurückging. Am Ende der 1930er Jahre war im Grunde genommen der Zustand vor der Ukrainisierung wieder hergestellt worden. Ukrainisch sprechende Bauern und die geisteswissenschaftliche Intelligenz standen der überwiegend russisch geprägten Arbeiterschaft und der technischen Intelligenz gegenüber.«⁴

³ Karin Warter / Alois Woldan (Hg.): Zweiter Anlauf: Ukrainische Literatur heute. Passau 2004, S. 7.

⁴ Irma Oswald: Der ukrainisch-russische Sprachkontakt. In: Juliane Besters-Dilger (Hg.): Die Ukraine in Europa. Aktuelle Lage, Hintergründe und Perspektiven. Wien / Köln / Weimar 2003, S. 309–336, hier S. 311.

Somit handelt es sich vermutlich auch immer um eine politische Entscheidung, ukrainisch oder russisch zu sprechen.⁵ Mehrsprachigkeit ist ein alltägliches Phänomen in der Ukraine – da wir als Exkursionsgruppe aber keineswegs auch nur über ansatzweise ausreichende Sprachkenntnisse verfügten, entzog sich uns dieser sehr interessante soziokulturelle Aspekt unseres Feldes bei unseren Forschungen leider fast gänzlich. Obwohl die gelernten Einzelphrasen und Wortbrocken uns teilweise halfen, uns verständlich zu machen, war es dennoch meist unmöglich, anhand der Klangfarbe des Gesprochenen zu entscheiden, ob in einer beliebigen Situation ukrainisch oder russisch gesprochen wurde.

Kyrillische Landschaften: к а в а oder ч а ъ?

Auf der 28-stündigen Zugfahrt durch Polen in die Ukraine wurden die eigenen Sprach- und Kommunikationsfähigkeiten nicht nur durch ein sprachlich gemischtes Publikum von Reisenden getestet, sondern auch durch die ›fremden Zeichen‹, die Ordnungen und Orientierungen vorgaben. »Sch, sch-t-sch, t-sch, ju, ja, ji ...« Häkchen und Bögen tanzten munter vor den Augen und mehr als die visuelle Erschließung einiger Buchstaben gelang nicht. Zu fremd und anders wirkte die Umgebung, die Fahrt – an sich ereignislos – dennoch aufregend und ablenkend genug. Gleichwohl gab es schon im Zug Erstkontakt mit der fremden Sprache. ›Kawa‹ oder ›Tschai? Beim ukrainischen Schaffner konnte am Morgen Kaffee oder Tee bestellt werden. Zuckerpäckchen gab es unaufgefordert dazu, sodass sich hier noch nicht die Blöße des Fragens ohne Kenntnisse gegeben werden musste.

Im Vorfeld der Exkursion hatten wir uns, als gute Anthropologen ganz im Sinne Malinowskis, nicht nur mit der Geographie und Geschichte unseres Feldes, der (West-)Ukraine, vertraut gemacht, sondern auch ein wenig Sprachkenntnisse erworben. Der Ethnologe Gunter Senft sieht die Ethnologie, die Nachbarwissenschaft der Volkskunde, und die Linguistik in einem

⁵ Der amerikanische Schriftsteller Jonathan Safran Foer hat dieses Problem auf amüsante Weise in seinem Bestseller »Everything is illuminated« verarbeitet: Der Erzähler Alex, aus dem russophonen Odessa stammend, ist Dolmetscher und Reiseführer für einen Amerikaner, der nach den Wurzeln seiner Familie in der Ukraine sucht. Als sie in Galizien unterwegs sind und Alex nach dem Weg fragen muss, stößt er aufgrund seiner Sprache auf Feindseligkeiten seitens der Bevölkerung. Gleichzeitig reflektiert er aber auch seine eigene Angst und Unsicherheit, denn mit »poor farming people ... who spoke only Ukrainian« hat er noch nie gesprochen (vgl. *Jonathan Safran Foer: Everything is illuminated*. London 2003, S. 112)

»symbiotischen Verhältnis miteinander verwoben«⁶, da beide Disziplinen das Verstehen von Bedeutung zum Ziel hätten. Um das – in seinen Worten – »Problem« Sprache zu lösen, müsse man gute Informanten finden, die nicht nur mit dem Forscher über das Beobachtete zu reden bereit seien, sondern die ihnen auch die Sprache beibringen wollten.⁷

Wir waren glücklicherweise in der Lage, dass wir mit unserer zweiten Exkursionsleiterin, Viktoriya Hryaban, genau so jemanden hatten: eine Muttersprachlerin als Lehrerin, die uns nicht nur sprachliches, sondern auch kulturelles Wissen über die Ukraine und das Ukrainische beibringen konnte und die uns auch später als einheimische Informantin und Übersetzerin auf der Reise begleiten würde. Es fand mit ihr in jedem Seminarblock eine Einheit Ukrainisch-Crashkurs statt. Jedoch erlaubte die knappe Zeit nicht viel mehr als ein erstes Kennenlernen des ukrainisch-kyrillischen Alphabets sowie das Auswendiglernen einiger, auf der Reise nützlicher Worte und Formeln der Begrüßung und des Danks.⁸ In der Vorbereitung der Exkursion wurde zwar häufig darauf hingewiesen, wie wichtig es vor Ort für uns sein würde, wenn wir die Straßenschilder zumindest buchstabieren könnten, doch das Lernen ging trotzdem nur zäh voran. Es schien »leichtere« und »schwierigere« Buchstaben zu geben. Der Fall des kyrillischen Buchstaben »N« beispielsweise, der wie das lateinische »I« ausgesprochen wird, demonstriert nur eine dieser vielen Unwägbarkeiten. Ganz abgesehen von den Buchstaben, die uns mit unserem gewohnten Phonrepertoire kaum aussprechbar schienen.⁹

»Mit Händen und Füßen« – Einige Episoden der sprachlichen Aneignung

Am Ende der Zugfahrt, auf dem Bahnsteig wartend, konnten die Augen in der fremden Umgebung umherwandern. К И Ї В stand da in großen, gelb-blau leuchtenden Buchstaben auf einem Hochhaus am Hauptbahnhof. Das schien eine Buchstabenfolge zu sein, die uns aus den Reiseführern wie auch den Sprach-einheiten bekannt war: K.....N.....nein!...I....JI...WE – Kiew!

Am ersten Morgen, im Frühstücksraum des Hotels »Sankt Petersburg,

⁶ Gunter Senft: Zur Bedeutung der Sprache für die Feldforschung. In: Bettina Beer (Hg.): Methoden und Techniken der Feldforschung. Berlin 2003, S. 56.

⁷ Ebd., S. 59, 60.

⁸ Das Ukrainische verwendet wie andere slawische Sprachen, z.B. Russisch, das kyrillische Alphabet inklusive sprachspezifischer Sonderbuchstaben.

⁹ Zusätzlich war bei den allermeisten von uns das Erlernen einer neuen Fremdsprache schon Jahre her, was das Vorhaben erschwerte, ganz zu schweigen vom erstmaligen Lesen und Schreiben lernen, an das man sich bewusst kaum mehr erinnerte.

wie auf dem Zuckertütchen zu entziffern war, wurden die Grenzen der interkulturellen Kommunikation schnell erreicht – und das trotz zweisprachiger (ukrainisch-englischer) Speisekarte. Der Versuch der Vegetarierin am Tisch, die Würstchen abzubestellen, misslang gründlich: Obwohl die Bedienung nickte und Zustimmung ausdrückte, kamen alle drei Teller mit Fleischbeilage bei uns an. Das anfänglich mutige Selbstvertrauen nach dem Motto: »Es geht doch alles mit Hand und Fuß, zur Not«, wich einer Enttäuschung, die nur noch größer wurde, nachdem die Kellnerin sich in der Folge offensichtlich weigerte, uns weiter zu bedienen. Ihre Kompromissbereitschaft war anscheinend aufgebraucht, möglicherweise war ja auch sie über die beschwerliche und misslungene Kommunikation enttäuscht.

Beispielhaft an dieser Situation kann eine Art Fokusverschiebung bemerkt werden. Herausgelöst aus unseren gewohnten Sprachsituationen und »sprachlichen Ordnungen«, achteten wir verstärkt auf andere kommunikative bzw. sprachliche Aspekte der jeweiligen Sprechsituation. Nonverbale Elemente der Kommunikation wie Klang, Gesichtsausdruck, Tonfall, die wir – zugegeben, sicherlich nicht durchweg immer richtig interpretierten – wurden zu wichtigen »Zeichen«, an denen Bedeutungen ablesbar waren. Die fremde Tonhöhe des Ukrainischen erklang in den ungeübten Ohren tendenziell aggressiv und laut. Unter Umständen lag dies begründet in der allgemein einschüchternden Situation der Sprachlosigkeit im fremden Land, oder auch, wie Vermeer formuliert, an dem »spezifischen Normal- oder Neutralpegel der Emotivität«, den jede Sprache habe.¹⁰ Beispielsweise irritierte uns nach der Ankunft in Kiew ein Wortwechsel zwischen unserer Übersetzerin und dem Zugpersonal sehr. Doch die Versicherungen ihrerseits, dass es keine Streitigkeiten gegeben habe, dass es sich vielmehr um einen normalen Umgangston gehandelt habe, untermauern Vermeers These. Mit den gewohnten Maßstäben waren für uns Teilnehmer folglich einige kulturelle Informationen nicht zu entschlüsseln.

Exkurs: brotlose Künste?

Wie sich herausstellte, war Essen (genauer: die vielfältigen Möglichkeiten der Nahrungsbeschaffung) Grundvoraussetzung zum Überleben und gleichzeitig kulturell aufgeladen wie kaum eine andere Praxis menschlichen Handelns, eine der täglichen Herausforderungen für die Gruppe. Für die gesamte Reise

¹⁰ Hans J. Vermeer: Was Dolmetscht der Dolmetscher, wenn er dolmetscht? In: Jochen Rehbein: Interkulturelle Kommunikation. Tübingen 1981, S. 475 – 482, hier S. 478.

schien zu gelten, dass man, je sprachloser man war, umso kompromissbereiter wurde. Auf allen Reisen gilt, dass man sich ohne Sprache (un-freiwillig) in seinen Ansprüchen und Wünschen limitiert, um unnötige Komplikationen und Aufsehen zu vermeiden. Das kann einerseits erschreckend und einschüchternd sein, man kann es andererseits aber auch als Chance betrachten, Gewohnheitsballast abzuwerfen. Zur Illustration sei hier der Besuch eines usbekischen Restaurants in Kiew erwähnt. Obwohl von vornherein mit einer Speisekarte ausgestattet, auf der die Gerichte mit Fotos abgebildet waren, gelang es uns aufgrund der doch eingeschränkten und reduzierten Bildinformationen nicht, die Auswahl der gesamten Gruppe von acht Leuten auf mehr als zwei verschiedene Gerichte auszuweiten.

Lost in Translation? Über Übersetzungsphänome

Bei einem Termin in der Analytischen Abteilung des ukrainischen Präsidenten wurde für das Gespräch seitens der gastgebenden Institution auch eine offizielle Dolmetscherin engagiert, die konsekutiv vom Ukrainischen ins Englische übersetzte. Für das passive Verstehen war zwar das Englisch aller Teilnehmer ausreichend, Fragen konnten jedoch auch auf Deutsch gestellt werden, die wiederum dann Viktoriya Hryaban ins Ukrainische übertrug. Diese lange Übersetzungskette unterstrich den offiziellen Rahmen der Begegnung und verdeutliche unsere doppelte Abhängigkeit. Erstens legte sie das Machtgefälle zwischen Politikern und Studierenden frei, denn die Politiker sprachen offensichtlich allesamt sehr gut englisch und ein direktes Gespräch zwischen uns und ihnen wäre möglich gewesen. Zweitens betonte sie unsere eigene ›Sprachlosigkeit‹: Die Übersetzungskette von Deutsch nach Englisch nach Ukrainisch und zurück verlängerten nicht nur das Gespräch erheblich, sondern erweckten auch Misstrauen auf der Teilnehmerseite. Die Überlagerung der verschiedensten Feldsprachen provozierte Fragen nach den Übersetzungsleistungen der Dolmetscherin, die sowohl die sprachliche wie auch die inhaltliche Ebene betrafen, wie auch allgemein Irritationen über die zeitlichen Dimensionen bei vermeintlich kurzen Nachfragen.

Vielleicht hätten hier Danica Skelekovitchs vergleichende Beschreibungen geholfen. Sie merkt zur Praxis des Dolmetschens an, dass

»das Dolmetschen [...] eher mit der Malerei als mit der Fotografie vergleichbar [ist]. Die Fotografie lässt nicht das geringste Detail aus; alles, was sich im Blickfeld der Kamera befindet, bildet sie getreulichst ab. Im Vergleich zur Malerei stellt sie das, was sie abbildet, jedoch oft verfälscht dar, da sie Wesentliches und Sekundäres, Momentanes und Dauerndes völlig unterschiedslos behandelt. In unseren Bereich übertragen hieße das, sie bildet Wörter ab,

ohne zu versuchen, den Sinn zum Ausdruck zu bringen. Die Malerei wiederum lässt einen Sinn, eine Aussage entstehen, die natürlich dem dargestellten Gegenstand entsprechen, ihm aber so entsprechen, wie er sich aus der Sicht des Malers heraus erklärt. Ebenso wenig wie die Malerei das Kopieren von Gegenständen ist, ist beim Dolmetschen der Übergang von einer zur anderen Sprache die Übertragung von Wörtern.«¹¹

Somit ist das Dolmetschen immer auch zum Teil eine Interpretation des Übersetzers.¹² Damit einher geht eine Selektion wie auch teilweise Transformation von Informationen und Informationszusammenhängen, mit denen sowohl neue kulturelle Bedeutungen geformt als auch bedingt werden.

Hans J. Vermeer schreibt dem Dolmetscher eine »ethische Verantwortung zu kulturäquivalentem Transfer von Situationsgestalten« zu.¹³ Die in Dolmetschsituationen unerfahrenen Exkursionsteilnehmer mögen auch von dieser Forderung ausgegangen sein. Zu beobachten war jedenfalls, dass Unsicherheit und Misstrauen gegenüber den Übersetzungen im Verlauf des Gesprächs zunahmten. So fand sich in den eigenen Unterlagen ein dreimal unterstrichenenes »lost in translation« als letzte Gesprächsnotiz dieses Termins.

Das Eigene im Fremden finden

Im Laufe der Reise wurden allmählich Änderungen im Verhalten der Teilnehmer deutlich, und die Versuche zu kommunizieren wurden selbstbewusster. Die anfängliche Unsicherheit und Schüchternheit in der Kommunikationssituation wurde entschärft, indem man versuchte, kleinere Bestellungen (»Einen Kaffee mit Milch, bitte!«) selbst durchzuführen. Eine ganz besonders dankbare Ausgangslage für derartige sprachliche Mutproben boten die Restaurants der Fast-Food-Kette »Pusata Hata«, in denen die Besucher an einem langen Buffet vorbei geschleust werden und sich die Teller teils selbst füllen, teils von den Angestellten füllen lassen können. Dies stellte sich als ein Prozedere dar, das ganz hervorragend auf nonverbaler Ebene klappt. Das schlechte Gewissen ob des den Manieren unangepassten Fingerzeigens wurde durch vielfaches Einstreuen der Vokabeln »Bitte« und »Danke« beruhigt. Auch war es ein Erfolgserlebnis, dass die allgegenwärtige Frage nach der Zugabe von

¹¹ *Danica Seleskovitch*: Der Konferenzdolmetscher. Heidelberg 1988, S. 19.

¹² Diese Rolle ist gar nicht so unähnlich der des volkskundlich Forschenden, der sich, analog zur Übersetzungssituation, in die Feldsituation einbringt und zur (Selbst-)Reflektion angehalten ist.

¹³ *Vermeer*; wie Anm. 10, S. 481.

Sauerrahm eigenständig mit т а к oder иі («ja» oder »nein«) beantwortet werden konnte.¹⁴

Die ständige Konfrontation mit dem fremden Klang und der fremden Schrift hinterließ also langsam Spuren. Im Nachhinein ist es erstaunlich, dass es in den allermeisten Fällen einfach die lateinischen Buchstaben waren, die Hinweise gaben. Die Intuition, Sachverhalte auch ohne Worte zu verstehen, haben wir wohl mit dem Lesenlernen wieder verlernt. Der kleine Imbiss direkt neben unserem Hotel in Kiew, in dem es belegte Brote zu kaufen gab, ist hierfür ein gutes Beispiel. Er hieß natürlich nicht »Mister Scheck – Schenschisch Bap«, wie man am ersten Abend interpretierte, sondern: »Mister Snack – Sandwich Bar«. Ein einzelner unverständener Buchstabe verhinderte das Erkennen des Gemäldes, um bei Danica Skelekovitchs Metapher zu bleiben. Aber anstatt mutig und intuitiv das unbekannte Zeichen »kyrillischer Buchstabe« mit dem erkennbaren Sachverhalt »hier kann man eine global bekannte Kost, Sorte: *Sandwich*, kaufen« zu kombinieren und daraus auf den Wortklang zu schließen, verließ man sich nur auf das Bekannte und ging davon aus, dass es im Ukrainischen auch *anders klingen* müsse. Somit wurde der falsche Schluss gezogen und die Wissenslücke mit Platzhaltern gefüllt, nämlich dem Klang des lateinischen Buchstaben, dem der kyrillische am ähnlichsten sah.¹⁵

Die Aneignung von »fremden« Buchstaben, das Wiedererkennen wie auch Lesen von fremden Worten sind als kulturelle Aneignungspraxen während der Forschung vor Ort zu verstehen. Unsere Herangehensweise veränderte sich mit der Zeit, aber auch unser Feld veränderte sich, es wurde auf der Landkarte der »terra incognita« zumindest ein »Trampelpfad« sichtbar, auf dem wir uns beschränkt, aber doch frei, bewegen konnten. Durch stetige Wiederholung und Konfrontation wurde das anfänglich Unbekannte schließlich zum Bekannten, endlich fanden wir Inseln des Eigenen im Fremden. Die Vermischung verschiedenster Sprachen, Sprachbrocken und nonverbaler Elemente wurde schließlich zu einer besonderen Art von »Feldsprache«. ¹⁶

¹⁴ »Smetana« ist ein unverzichtbarer Bestandteil der ukrainischen Küche und wird zu vielen Speisen als Beilage gereicht.

¹⁵ Vgl. z.B. das Signifikat-Signifikant-Modell von Ferdinand de Saussure, der als Begründer des linguistischen Strukturalismus gilt.

¹⁶ So kam es dann auch zu weiteren sprachlichen Erfolgserlebnissen, z.B. beim Marktbesuch in Czernowitz. Bei diesem Markt handelte es sich um einen Großmarkt, der mit seinen vielen Obstständen sehr unübersichtlich war. Als wir in Richtung Ausgang gingen, war ein blaues Schild mit den Buchstaben х л і б, gesprochen »chlib«, zu sehen. Diese Vokabel hatten wir im Vorbereitungskurs gelernt: Sie bedeutet »Brot«. Der Stand selbst war auf die Entfernung nicht zu erkennen. Aber tatsächlich: Beim Näherkommen wurden Brotlaibe über Brotlaibe

Schlussbetrachtung

Die verschiedenen Felder, die in der Ukraine untersucht werden sollten (z.B. Migration, Deutsche in der Bukowina, die Reise im Zug), entzogen sich aufgrund der komplexen Feldsprachensituation von vornherein derselben Herangehensweise wie vergleichbare Felder zu Hause. Bei unseren Interviews waren wir fast immer auf Übersetzer angewiesen, was für uns einen Autoritätsverlust bezüglich der eigenen Forschung bedeutete. In den selteneren Fällen, in denen wir selber Englisch als Vermittlungssprache nutzen konnten, blieb leider das Gefühl zurück, auch hier eventuell feinere Nuancen verpasst zu haben. Zusätzlich fehlte uns einfach der Kontext, nichtsprachliche Zeichen und die nonverbale Ebene befriedigend zu dekodieren.

Die innerhalb des Faches bereits viel zitierte »Angst des Forschers vor dem Feld«¹⁷ ergänzte sich um eine weitere Dimension: die der sprachlichen Grenzerfahrung und die Abhängigkeit von Übersetzungen. Durch die gegebene sprachliche Barriere gab es immer wieder Einschränkungen, was das unmittelbare Verstehen der Situationen anbelangte. Missinterpretationen und Misstrauen in Übersetzungen waren die Folge. Die Forschenden mussten sich mit der begrenzten Ausdrucks- und Verstehensmöglichkeit arrangieren und sich somit der Frage danach stellen, wie sich die Wahrnehmung auf den Untersuchungsgegenstand oder auch das Untersuchungsfeld verschieben kann und wie dies den Forschungsprozess beeinflusst.

Das Dargelegte zeigt, dass »Feldsprache« im dargelegten Fall sich aus unterschiedlichen sprachlichen wie auch nonverbalen Kommunikationsformen und -techniken zusammensetzte und – das erscheint mir als ein wichtiger Punkt – einen kulturellen Aneignungs- und Lernprozess darstellte, der zwar »Übersetzungsverluste« barg, aber auch viel Anlass und Gelegenheit zur Reflexion über sprachliche Praxen und Gewohnheiten gab.

Stefanie Hüning
c/o Institut für Volkskunde
Edmund-Siemers-Allee 1 (West)
Universität Hamburg
20146 Hamburg

sichtbar und eine zufriedene Bestätigung stellte sich ein. Die Buchstaben hatten sich also in unserem Gedächtnis verankert, waren zu unserem Verständigungsmittel geworden, das sogar einen Sinn ergab.

17 Rolf Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld. In: Zeitschrift für Volkskunde 77, 1981, S. 51–66.